

und Buchbesprechungen, Hörspiele und auch „Autoren-Musik“, dauerte etwa sechzig Minuten und war den Abendstunden vorbehalten. Alfred Andersch (1955 bis 1959) und Helmut Heißenbüttel (1955 bis 1981) waren die verantwortlichen und profilierten Macher; Hans Magnus Enzensberger und Marlies Gerhardt wirkten an der Reihe, die 1981 eingestellt wurde, mit. Doch die Informationen darüber, welche Themen zwischen 1955 und 1981 den *Radio-Essay* bestimmten, wie lange die Sendungen tatsächlich dauerten oder wer sie schrieb, waren bisher nicht archivarisches festgehalten und verfügbar gemacht worden. Dabei ist die Materiallage ausnahmsweise ganz ausgezeichnet: Von den ausgestrahlten 2.624 *Radio-Essay*-Sendungen existieren nahezu alle Manuskripte, 925 sind auch als Tondokument erhalten und sogar 125 (von 903) Buchbesprechungen wurden archiviert.

Brigitte Grimm und Jörg Hucklenbroich aus dem SDR-Archiv haben ein Verzeichnis der Sendungen erstellt, das „Information und Hilfsmittel“ (S.5) sein will. Sie teilen „die wichtigsten Eckdaten“ (S.35) wie Sendertermin, Titel, Autor, Regisseur, Sprecher und die SDR-Signaturen der Manuskripte und Tondokumente mit. Zudem ist die Länge aller Beiträge vermerkt. Ein Personen-, ein Sach- und zwei Titelregister (für die Titel der Sendungen und der Bücher) erleichtern den Zugriff. Nicht ganz optimal ist, daß im Personenregister *Radio-Essay* Autoren und die Autoren der besprochenen Bücher nicht klar getrennt sind.

Die einzelnen Beiträge sind inhaltlich nicht erschlossen. Es gibt keine genaueren Beschreibungen der Sendungen und auch keine Bewertungen. Einziger Sachregister gibt erste Hinweise auf die Themen. In der SDR-Datenbank sind aber weitere Informationen abgespeichert und können – wie die Bearbeiter ausdrücklich hervorheben – dort abgerufen werden (S.35). Neben den blanken Daten informiert Edgar Lersch in einem kurzen Vorwort über die Geschichte des *Radio-Essays* „im rundfunkgeschichtlichen Kontext“; abgedruckt ist auch ein Gespräch, das Lersch 1981 mit Heißenbüttel führte.

Trotz der Beschränkung auf wenige Eckdaten ermöglicht der umfangreiche Katalog interessante Einblicke in den Zusammenhang von Literatur und Hörfunk. Schon das dreiflässige Personenregister überrascht durch die mitgeteilten Namen; thematische Schwerpunkt Bewertungen lassen sich ablesen, Liebhabereien der Herausgeber erahnen. Die genauere Bewertung der Sendungen freilich werden andere Vornehmen müssen. Grimms/Hucklenbroichs Verzeichnis liefert dafür die besten Voraussetzungen: einen „vollständigen Überblick“ (S.5) über 26 Jahre *Radio-Essay*. Da die öffentlich-rechtliche Radiokultur heute in der Regel nur noch schwer greifbar in den ARD-Archiven schlummert, kann der Wert dieser Zusammenstellung gar nicht hoch genug veranschlagt werden. *Radio-Essay* ist ein außerordentlich nützliches Hilfsmittel.

Hans-Jürgen Krug (Hamburg)

Barrie Gunter: *Television and Gender Representation*

London, Paris, Rom: John Libbey 1995, (Acamedia Research Monograph, 14), 179 S., ISBN 0-86196-478-0, \$ 29,00

Ein Forschungsbericht über Studien zur Darstellung der Geschlechter im Fernsehen ist wohl dazu verdammt, die Schwächen der referierten Untersuchungen zu duplizieren, wenn er sich aufs bloße Referat beschränkt. Barrie Gunter hat das in weiten Teilen getan, aus welchen wissenschaftlichen oder institutionellen Gründen auch immer. Die Einleitung schweigt über den Entstehungszusammenhang des Berichts genauso wie über die Kriterien der Literaturswahl und über den Grund für die Beschränkung auf Untersuchungen mit empirisch-statistischer Methodik. Überhaupt gibt die Einleitung, schon ganz ins Referat der gesellschaftlichen Bedeutung von Geschlechterrollen in Sozialisation und Fernsehen vertieft, nur am Rande einen Hinweis darauf, daß man einen Forschungsbericht vor sich liegen hat. Der schattierungsreiche Begriff „Gender“ wird als naturgegeben genommen, als hätte es keine ausführliche Debatte darum gegeben, und so bleibt auch ganz selbstverständlich alles an Untersuchungen ausgeblendet, was von konstruktiver oder performativer Geschlechtertheorie ausgeht oder auf differenzierter semiotischer oder ästhetischer Programmanalyse beruht.

Verschafft man sich anhand des Literaturverzeichnissses einen Überblick über das von Gunter gesicherte Feld, dann beschränkt sich der Bericht auf englischsprachige Untersuchungen (offensichtlich mit gutem Grund, denn die einzige anderssprachige Veröffentlichung, Erich Küchenhoffs Untersuchung aus den Siebzigern, ist fehlerhaft und unvollständig nachgewiesen) aus dem Zeitraum von 1960 bis 1994, wobei Untersuchungen aus den siebziger und achtziger Jahren, der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit fürs Thema entsprechend, den Schwerpunkt ausmachen. Im Zentrum stehen inhaltsanalytische und Wirkungs-Analysen in der Tradition der Kultivierungshypothese. Der Herkunft der Literatur nach geht es bis auf einige vergleichende Untersuchungen vor allem um US-amerikanische und britische Programme und Rezipienten.

Das Referat der inhaltsanalytischen Studien im ersten Teil berichtet von Bekanntem: Frauen sind (Männern gegenüber) zahlenmäßig unterrepräsentiert (vor allem in Action-Programmen und Nachrichtensendungen, weniger in Seifenoperen und Sitcoms) und eher in traditionellen Frauenrollen, passiv, untergeordnet, als Opfer oder Lustobjekt (insbesondere in der Werbung) dargestellt, wobei manche jüngere Studien auf leichte Veränderungen in den letzten Jahren hinweisen. Beim Referat der Wirkungsanalysen im zweiten Teil des Berichts deutet sich eine Problematisierung des simplen Ursache-Wirkungs-Konstrukts an, das vielen Studien zum Zusammenhang von „übermäßigem Fernsehkonsum“ und von Weisern vertretene Geschlechterrollenstereotypen unterliegt. Die Darstellung ist nach „Wirkungen“ auf Kinder, auf Erwachsene und auf sexuelle Beziehungen als einem hervorragenden Ort der Repräsentanz von Geschlech-

rollenbildern gegliedert und unterscheidet dabei jeweils zwischen Programm und Werbung. In der Summe ist unüberschaubar, daß die Kultivierungshypothese – die Befürchtung, Fernsehen könne Geschlechterrollen prägen – wohl eher als Motiv für die Untersuchungen denn als ihr empirisch abgesichertes Ergebnis gelten kann. Schließlich werden einige wenige Untersuchungen referiert, die das Potential des Fernsehens testen, stereotype Auffassungen von Geschlechterrollen umzugestalten. Daß dieses Potential eher gering und allenfalls von kurzzeitiger Wirkung zu sein scheint, wird freilich als quantitatives Problem des Programms und nicht als methodisches der Untersuchungen benannt.

In einem abschließenden Kapitel zur Methodik kritisiert Gunter dann doch noch einige der Grundfesten der referierten Untersuchungen: das unreflektierte Kausalitätskonstrukt, die mangelnde Definition des Stereotypenbegriffs, den mangelnden Reflex auf Geschlechterrollen in der sozialen Wirklichkeit, die mangelnde Berücksichtigung des sozialen Netzwerkes von Rezipienten als Verstehenshorizont. Recht hat er, und das ist ja auch schon andernorts ausführlich diskutiert, aber es wird sein Geheimnis bleiben, warum er die gar nicht so geringe Zahl von Untersuchungen, die genau diese Probleme reflektieren, in seinen Forschungsbericht nicht mit einbezieht.

Immerhin fürs Nachschlagen nützlich sind ein Stichwort- und ein Personenregister. Für einen Literaturbericht aber völlig inakzeptabel (und im vielbeschwerenen 'Computerzeitalter' zum Teil überhaupt nur mit rechter Hinterlist möglich) sind die Unzuverlässigkeiten der Bibliographie: Manche der referierten Titel fehlen ganz und gar; eine Übereinstimmung der zur Identifizierung nötigen Erscheinungsjahre in Text und Nachweis ist nicht immer gegeben; auf die richtige alphabetische Reihenfolge ist kein Verlaß, manchmal hilft die Suche im näheren Umfeld, zum Ausgleich dafür sind aber manche Titel doppelt nachgewiesen und zur Verwirrung an verschiedenen Orten ins Alphabet eingeordnet. Habe ich da irgendein Preissauschreiben des Verlags übersehen?

Eggo Müller (Berlin)

Peter Moritz: *Seife fürs Gehirn. Fernsehen im Serienalltag*

Münster: LIT Verlag 1996, 240 S., ISBN 3-8258-2953-7,

Preis nicht mitgeteilt

Allwöchentlich sieht ein Millionenpublikum die neue Folge der *Lindenstraße*. Das dramaturgische Muster der Serie verblüht eine derart effektvolle Zuschauerbindung, daß die Produktion auf eine mittlerweile über zehnjährige Sendegeschichte zurückblicken kann. Woher rührt dieser enorme Erfolg, von dem – neben vielen neueren Produktionen – bereits die Familienserie *Familie Hesselbach* in den sechziger Jahren gekrönt war?

Anhand von Fallanalysen untersucht der Hannoveraner Medienpädagoge Peter Moritz die Frage, „welcher objektive Gehalt sich hinter den spannenden amüsanten, bisweilen ungläublichen Geschichten mitten aus dem Leben“ (S.10) verbirgt, „ob die Zuschauer durch eine populäre Aufführung wie die *Lindenstraße* etwas über sich, über andere oder über die Gesellschaft“ erfüllen, ob das Produkt „sie dümmere, vielleicht sogar klügere“ mache. Moritz' Buch ist für ein medienkundiges, jedoch nicht medienpädagogisch versiertes Publikum geschrieben. Der Autor bemüht sich um eine klare Sprache und eine nachvollziehbare Argumentation. Er verzichtet auf einen schwerfälligen wissenschaftlichen Apparat und weitschweifige theoretische Erörterungen. Ebenfalls der Lesefreundlichkeit ist die klare Beobachtungsperspektive entlang den beiden Begriffen „Unterhaltung“ und „Betroffenheit“ geschuldet. Der Band präsentiert in seiner lockeren Art keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema, wenngleich er das Produkt wissenschaftlichen Forschens darstellt. Insofern ist er all jenen zur Lektüre zu empfehlen, welche die psychologischen und ideologischen Mechanismen, die sie in Familienserien zu erkennen glauben, vertieft überdenken möchten.

Beide Produktionen, die *Hesselbachs* und die *Lindenstraße*, so Moritz Fazit, produzierten Ideologie. Sie beziehen zwar aktuelle gesellschaftliche und soziale Konflikte ein, verbreiten jedoch lediglich den Anschein von Informiertheit, ja sie machen das Publikum glauben, man nähme mit der Rezeption einer Folge der Serie tatsächlich am politischen Leben teil. Bezogen auf die *Lindenstraße*: Im Widerspruch zwischen politischen Auffklärung, Betroffenheit und dem Zwang, aus diesen Facetten eine Familienserie zu konstruieren, lösen sich Alltagssthemen in Unterhaltung auf. „Das mildernde Leben, all das, was eigentlich wehtun müßte, wird medial auf eine Weise in Szene gesetzt, daß der unterhaltende Aspekt stets im Vordergrund bleibt.“ (S.205) Gestörte Kommunikation wird unterhaltsam aufbereitet und endlos, in immer neuer Verpackung, variiert.

Moritz zufolge kann dies eine Desensibilisierung der Menschen gegenüber dem tatsächlichen Leiden zur Folge haben. Indem sie die Grenze zwischen Scheinwirklichkeit und Alltag auflöse, verführe die *Lindenstraße* ideologisch. Es ist nicht ihr Ziel, mit dem Mittel der Unterhaltung Betroffenheit zu erzeugen, sondern sie bezweckt Unterhaltung, die sie methodisch mit Betroffenheit instrumentalisiert. Das Produkt besteht in Halbwissen, daß sich als Ganzes aufspielt (S.221), hervorgerufen durch eine im Unterhaltungskontext verschütete belanglose Plauderei. Dies bedeute nicht Verdummung pur, aber auch nicht Aufklärung, schreibt der Autor. Gerade weil die Familienserie die gesellschaftspolitischen Hintergründe individuellen Handelns verschweigt, betreibt sie eine falsche Repräsentation von Einzelschicksalen, die jeden – gesellschaftsfern und individualistisch – als seines Glückes Schmied darstellt.

An zwei Episoden der *Lindenstraße* und an einer der *Hesselbachs* arbeitet der Autor dieses Schema heraus. Eine Analyse der Inszenierungspraktiken er-